# V. CAPITEL.

## Der Petersplatz.

Einer der ältesten Plätze Wiens ist der Petersplatz oder „**Petersfreithof**", wie man ihn früher nannte, und seiner Kirche wird bereits im „Stiftsbriefe" der Schotten vom Jahre 1155 Erwähnung gethan. Wie eine Abbildung der uns bekannten ältesten Kirche in ***Fig. 51*** zeigt, [1]) war dieselbe ein „romanischer" Bau, der später im gothischen Styl restaurirt worden sein dürfte; dies beweist das niedrige „Schiff", der zum Thurme emporragende Vorbau und die beiden Stockwerke des Thurmes mit ihren schmalen, rundbogigen Fenstern, endlich die quadratische Gestalt des Thurmes selbst, zu dem die vier schlanken Eckthürmchen im gothischen Geschmacke erst später hinzugekommen zu sein scheinen. Der auf unserem Bilde im Rücken der Kirche befindliche Zubau scheint die alte „**Valentincapelle**" zu sein, [2]) die erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes erbaut wurde. Die Kirche war sehr klein, fast halb so gross wie die gegenwärtige, nur für die schwache Bevölkerung des damals noch kleinen Wien berechnet. Wie uns Fuhrmann als Augenzeuge berichtet, [3]) war die Peterskirche finster und tief gelegen, man musste mehrere Stufen hinuntersteigen. Ringsum waren „Kaufläden" angebaut, wie dies auch nach dem Neubau der Fall war. Schuhflicker, Reffler, Obster (Obsthändler), Börtelmacher und Oelhändler, denen durch die Marktordnung des XIV. Jahrhundertes ihre Stände angewiesen waren, trieben hier ihr ärmliches Gewerbe und an einer Seitenmauer war ein „unterirdisches Gewölbe" angebracht, in welches man durch eine schmale Fensteröffnung alte, abgetragene Leinwand zum Verbinden der Wunden für Spitäler hineinzuwerfen pflegte. **Wolfgang Schmeltzl** spricht in seinem Gedichte vom Jahre 1548 über den Petersplatz Folgendes:

„Kahm auff sankt Peters Freythoff dar;
Da steht ein altes Tempelhaus,
Ein Baum wechst zu dem Thurm heraus
Durch quaderstuck gar wunderlich,
An dem gemewer ober sich.
Da findt ainer auch, was im gfelt,
Dreyßig wägen mit aper ich zelt,
Desgleichen jung vnd alte Hüner,
Gänß, änten, gut fayst Kapauner,
Der fand ich bei acht wägen vol,
Was man zur notturft haben soll,
Von rüben, Krehn, Kraut peterßil,
Salat das gantz jar, findt man vil,
All Ding ist in eim rechten Khauff!"

[1]) Die Ansicht der Peterskirche mit dem sie umgebenden Stadttheil ist der grossen Vogelperspective von Hufnagel entnommen, von welchem das einzige meines Wissens glücklich erhaltene Blatt im Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien sich befindet.

[2]) Mit dem Jahre 1399 beginnen die ersten verlässlichen Urkunden über den Bau der Capelle zu Ehren des heiligen **Valentin**. Der Bau scheint aber sehr langsam vor sich gegangen zu sein, denn noch im Jahre 1419 werden in den Urkunden milde Beiträge zu diesem Bau genannt mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass diese Capelle nicht nur dem heiligen **Valentin**, sondern auch der heiligen **Jungfrau** und den beiden Heiligen **Kosmas** und **Damian** geweiht werden sollen. Im Jahre 1421 dürfte diese Capelle fertig geworden sein.

[3]) Fuhrman sagt in seiner „Beschreibung von Wien", II. Theil, I. Band, pag. 405: Es scheint die alte Peterskirche eben so klein gewesen zu sein, wie noch jetzt die uralte St. Ruprechtskirche ist, lag tief in der Erde und man musste beim Eingange über einige Staffeln hinuntersteigen etc.

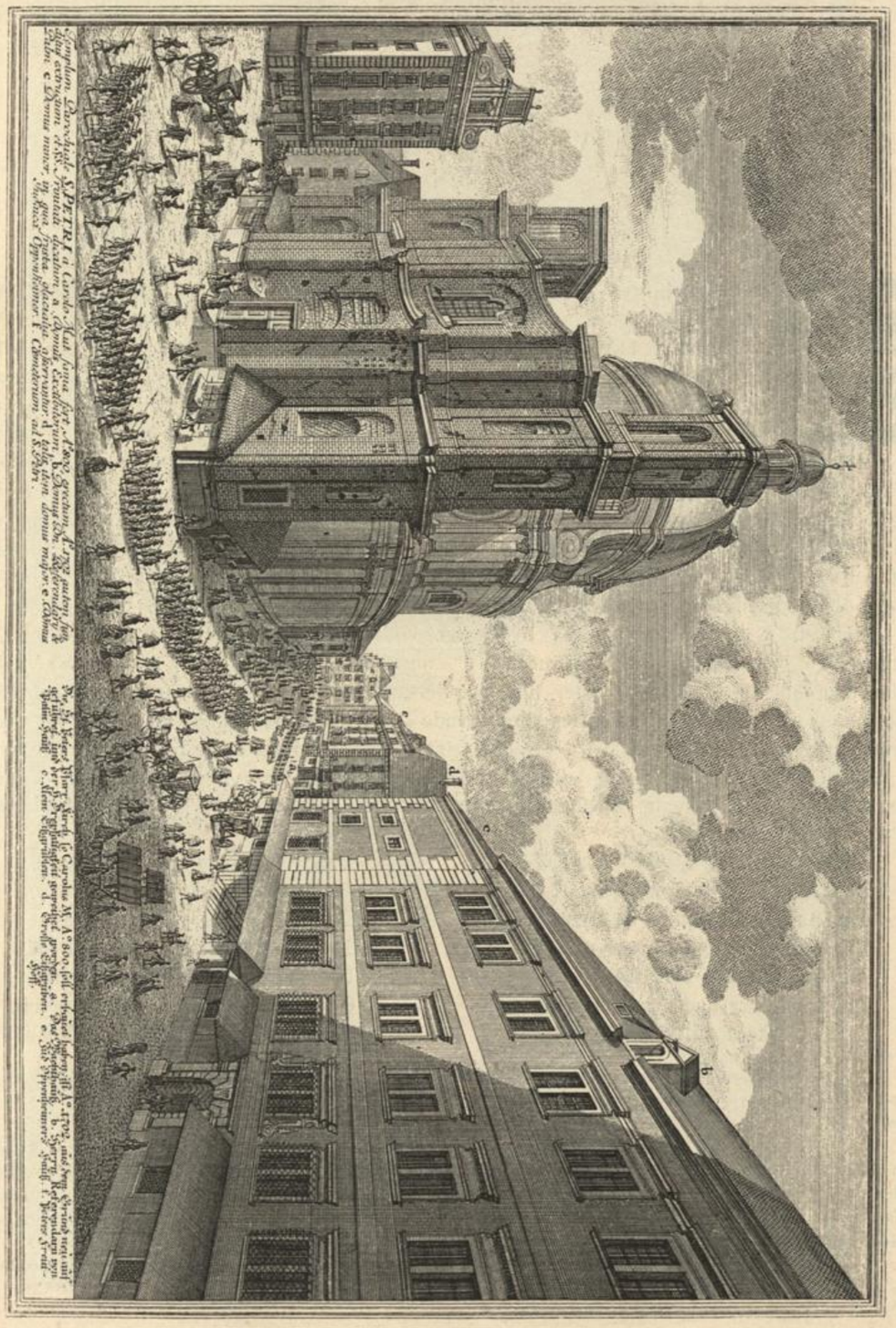
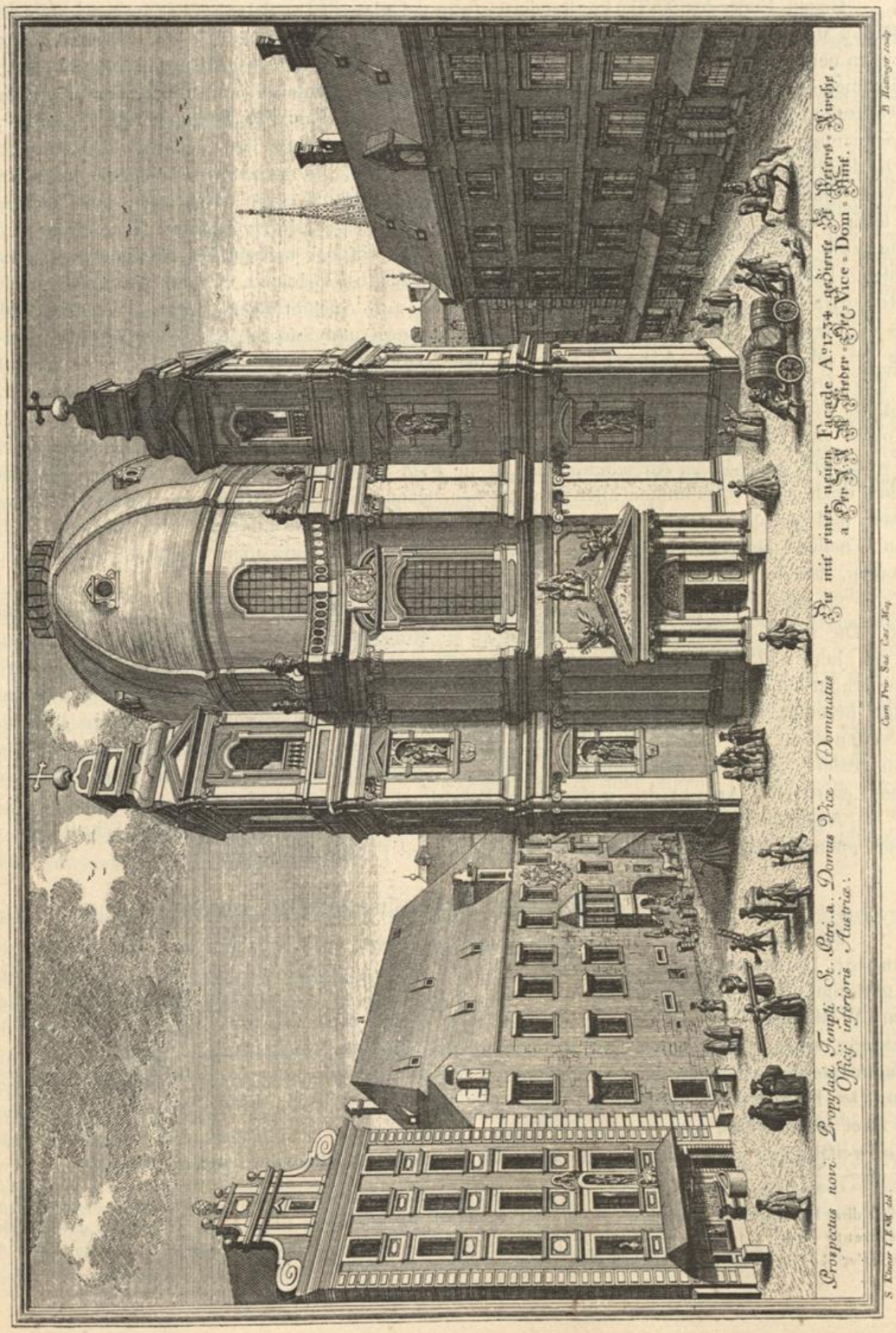


*Fig. 52.* Die Peterskirche aus dem Jahre 1732.




Die restaurirte Peterskirche.

Gegen Ende des XVII. Jahrhundertes war die alte Peterskirche bereits sehr baufällig, auch für die Masse der Andächtigen viel zu klein. Kaiser Leopold I. beschloss daher den Neubau nach einem neuen, grossartigen Plane auszuführen. Mehrere Wiener Bürger steuerten hierzu beträchtliche Summen bei und am 30. Juni 1702 legte der Kaiser feierlichst den Grundstein zu dem neuprojectirten Gotteshause, und man schritt nun mit regem Eifer an den Bau. Die Form der Kirche sollte an die gleichnamige Peterskirche in Rom erinnern; den Bauplan lieferte der berühmte Fischer von Erlach, den Bauriss zeichnete Jankel, und Baumeister Franz von Cischini führte den Bau aus. Zehn volle Jahre dauerte die Arbeit, und als im Jahre 1712 Maurer, Steinmetze und Zimmerleute fertig waren, erhielt 1713 der damals hochangesehene Maler Johann Freiherr von Rothmayer, Schüler Carlo Loth's, den Auftrag, die Kuppel und die Capellendecke *al fresco* zu malen. Die Gewölbdecke des Chores wurde dem Anton Bibiena, Schüler Carlo Cignani's aus Bologna (der zwischen 1657 bis 1743 blühte), zur Ausführung übergeben, die Altarbilder malten der berühmte Altomonte, Georg Schmid, Reen und Scosianni. Johann Gaymüller leistete die „Marmorirung", Albert Camesini die „Stuccaturarbeiten" und Steidl die „Zeichnung der Ornamente".[1]) Endlich wurde im Jahre 1730 der Hochaltar vom kaiserlichen Hofarchitekten Bilbena ausgeführt und die Arbeit im Jahre 1732 vollendet, so dass am 17. Mai 1733 die Kirche von Cardinal Erzbischof Kolonitsch feierlichst eingeweiht wurde. Die neue Kirche hatte wohl ein imposantes Aussehen, wie sie in ***Fig. 52*** sich uns darstellt, aber sie entsprach äusserlich doch nicht vollkommen allen Ansprüchen, namentlich das Portal der Hauptfront war zu düster und gedrückt, die beiden Eckthürme standen nicht im harmonischen Einklange mit den übrigen Theilen, der Thüreingang war zu niedrig und ärmlich, kurz man beschloss einen Umbau zu schaffen, der der Würde des Ganzen mehr entspräche.

So bekam denn die neue Kirche nach sechs Jahren abermals eine neue und diesmal edlere Gestalt. Die ganze Vorderseite z. B., die bisher als Rohziegelbau (d. i. ohne Anwurf) dastand, wurde im Jahre 1734 ganz neu hergestellt. Die Thüren, früher nur rohgezimmert und niedrig, wurden erhöht und schöner ausgeführt, das bogenförmige unansehnliche Fenster ober dem Haupteingange beseitigt, die beiden Seitenthürme mit prächtigen Kuppeln gekrönt und im Jahre 1756 das neue Säulenportal aus grauem Marmor mit jenen herrlichen vom Bildhauer Knoll modellirten Figuren geziert, wie wir dieselben noch heute zu bewundern gewöhnt sind. In ***Fig. 53*** bieten wir den Lesern eine Ansicht der restaurirten Peterskirche, wie sie noch heute besteht.

Auch die „innere" Ausschmückung hielt mit der „äusseren" gleichen Schritt und es sind hier mehrere Kunstwerke vorhanden, die besondere Erwähnung verdienen.

## Die Kunstschätze der Peterskirche im Innern.

Den ersten Rang behaupten hier unstreitig die herrlichen Fresken der Kuppel von Rothmaier. Die Malweise dieses Künstlers ist hier äusserst wirkungsvoll, die Farbentöne sanft und milde gestimmt. Farbenprächtiger und weit kräftiger im Tone sind wohl die wunderschönen Fresken an den Wölbungen der Chordecke von Anton Galli von Bibiena. Leider ist hier die Beleuchtung weniger günstig als jene bei den Rothmaier'schen Fresken, die schon durch das aus der Kuppellaterne gleichmässig ausströmende Licht in der Farbenwirkung weit mehr gehoben werden. Der Hochaltar ist mit vier Marmorsäulen geziert, welche den Bogen tragen und zwischen denen zwei lebensgrosse schöngeschnitzte Figuren stehen. Ober dem Tabernakel befindet sich die „heilige Dreifaltigkeit", eine fleissige zierliche Schnitzarbeit; das Hochaltarblatt, den heiligen Petrus

[1]) Nach den Kirchenrechnungen sind die Preise, die man an die Künstler und Handwerker ausbezahlte, so gering, dass diese Honorare wohl den damaligen Zeitgeist hinlänglich bezeichnen. So erhielt z. B. Steidl für das Zeichnen der Ornamente 60 fl.; Camesini für die ganze Stuccaturarbeit 450 fl.; Gaymüller für die Marmorirung 1480 fl., nur dem Maler Rothmayer wurde die halbwegs anständige Summe von 3000 fl. ausbezahlt.

darstellend, wie er Kranke heilt, ist von Martin Altomonte.[1]) Von demselben sind auch die Altarblätter der nächsten zwei Seitenaltäre. Sie gehören den besten Arbeiten dieses Meisters an und lassen die römische Schule Bacizo's des XVII. Jahrhundertes kaum verkennen; alle Vorzüge und Fehler sind hier mitvererbt; die Breite der Composition, die allzu realistische Auffassung und zu geringe Vermittlung der Mitteltöne. Die zwei folgenden Altarbilder sind von Rothmaier und Sconians und die zwei letzten von Altomonte und Reen, der „Tabernakel" von Nitt und Moll. Interessant ist das Grabdenkmal der uralten Bürgerfamilie der **„Schallautzer"**, einer Familie, die sich von den Tagen Albrechts V. bis in jene Ferdinands I. fortpflanzte und zu den verdienstvollsten erbgesessenen Patriciergeschlechtern der Stadt zählte. Links vom Haupteingange das Grabmal **Wolfgang Lazius** mit lateinischer Inschrift und rechts, diesem gegenüber, das Grabdenkmal **Franz von Chiscini's**, der im Alter von 71 Jahren diese Kirche erbaute und am 7. Juni 1709 starb. Im Presbyterium neben der Sacristei sehen wir auch den Grabstein des grossherzigen Stifters dieser Kirche, des **Hofrathes Joachim von Schwandner**,[2]) der diese Kirche zu einer Collegialkirche erhob, die es auch bis zum Jahre 1783 verblieb. Erst in diesem Jahre, als Kaiser Josef I. sämmtliche Pfarren in zehn Sprengel eintheilte, wurde die Peterskirche zur „Stadtpfarrkirche" ernannt.[3])

Auch jene die Kirche in einem regelmässigen Viereck umgebenden Häuser können uns manches Interessante erzählen, manche historisch merkwürdige Erinnerungen wachrufen. Ich will daher die einzelnen Häuser, wie sie sich auf unseren Bildern ***sub Fig. 51, 52*** und ***53*** zeigen, der Reihe nach besprechen. — Das älteste dieser Gebäude ist

## Der alte Pfarrhof (Pfarrhaus) Nr. 573 (neu 9)

und wurde im Jahre 1683 erbaut. Ober dem Thoreingange befindet sich die Statue des heiligen Peter, unter welcher eine etwas hervorspringende Marmortafel besagt, dass **Chiscini** dieses Haus im Jahre 1697 neu gebaut habe. Es hat ganz den alten düsteren, klösterlichen Charakter jener frommen, gottergebenen Zeit, die sich in ernsten Bauformen und einem gewissen schweren Styl und vielen mit Eisenstäben überladenen Fenster- und Thorgittern gefiel und den damaligen Gitterstrickern und Bauschlossern viel zu schaffen gab. Wir sehen das Haus in ***Fig. 51*** rechts in der oberen Ecke unseres Bildes noch in jener Gestalt, wie es vor seinem Umbaue ausgesehen, zweistöckig mit zwei Fenstern in der Front, einem grossen Dachbodenfenster und einem rundbogigen niedrigen Thoreingange. Neben diesem Hause befand sich einst ein offenes Gässchen in die Spenglergasse, welches **„kleine Bognergasse"** genannt wurde, jedoch mit dem Umbaue des Hubhauses im XVII. Jahrhunderte wieder verschwand.

## Das Hubhaus, später Vicedomhaus, ehemalige Polizei-Oberdirection Nr. 564 (neu 10)

hat seinen Namen von den alten **„Hubmeistern"**, welche nebst anderen Obliegenheiten auch die Rente der herzoglichen **„Huben"** („Gefälle") zu verwalten hatten. Kaiser Ferdinand III. liess sich im

[1]) Martin Altomonte (Hohenberg genannt) war 1657 in Neapel geboren, kam frühzeitig nach Rom, wo er in die Schule des berühmten Bacizo ging und sich sodann nach Wien wendete, hier als Mitglied der Akademie dem Director Strudel zugetheilt wurde und eine Reihe der herrlichsten Oelbilder und Fresken vollendete. Sein berühmtestes ist das Altarblatt der Stiftskirche zu Heiligenkreuz, den heiligen Leopold als Gründer dieses Stiftes mit der Ansicht des Stifters darstellend. Er starb im Jahre 1745.

[2]) **Joachim von Schwandner** liess im Jahre 1751 das jetzige Portal der Kirche sammt dem Musikchor und der grossen Orgel erbauen und testirte sein ganzes bedeutendes Vermögen der Peterskirche. In seinem am 9. September 1750 verfassten Testamente fundirte er an dieser Kirche einen Decan und sechs Stiftsherren. Am 18. December 1752 starb Schwandner und Kaiserin Maria Theresia bestätigte seine Stiftung am 14. April 1754.

[3]) Eine interessante historische Studie hierüber veröffentlichte Fürsterzbischof Dr. Kutschker im „Wiener Diöcesanblatte", Jahrgang 1873.

Jahre 1472 hier und an das anstossende Haus „zum goldenen Engel" im städtischen Grundbuche vergewähren und widmete diese Räume den Regierungskanzleien, die daselbst bis zum Jahre 1753 verblieben, wie dies eine im Hofe angebrachte Inschrift noch zu Zeiten Maria Theresia's besagte, welche lautete: *„Franciscus et Maria Theresia Justitiae custodes et vindices hanc Themidis sedem. P. C. A. O. R. MDCCLIII.*[1]) In diesem Hause wohnte auch durch einige Zeit Bischof **Khlesel**, nachdem die alte bischöfliche Residenz am Stefansplatz bereits baufällig geworden war.[2])

## Das Haus „zum Auge Gottes" Nr. 563 (neu 11),

wie es sich noch auf unserem Bilde ***sub Fig. 51*** darstellt, sehr unansehnlich und klein, zweistöckig, schmal, während es heute ein grosses, weitläufiges, drei Gassen einnehmendes Gebäude ist, das über fünf Stockwerke verfügt. Nur sein Schild: **„das Auge Gottes mit Engelgruppen in Wolken"** an der dem Peter zugekehrten Seite hat es noch beibehalten. Es ist eine schöne in Stein gehauene Arbeit mit vergoldeter Metallplatte, jedoch ohne besonderen Kunstwerth.[3])

## Das Haus „zu den vier Jahreszeiten", heute Hôtel Wandl Nr. 575 (neu 12)

zählt gleichfalls zu den denkwürdigen Erinnerungsbauten Alt-Wiens. Im Jahre 1700 gehörte es dem stadtbekannten Schlosshauptmann des kaiserlichen Lustschlosses zu Laxenburg Namens Jakob Metz von Spiegelfeld; er war ein Günstling Leopolds I., der sich häufig in Laxenburg aufhielt und den der Kaiser wegen seines offenen, treuherzigen Charakters lieb gewann und auch zu seinem „Hofkammer-Rath" ernannte. Nach dem Tode des Schlosshauptmanns ging der Besitz an die Johann Mittersteller'schen Erben über; im Jahre 1822 an Victoria Freiin von Nowak und Andreas Freiherrn von Sorriot de l'Host; im Jahre 1825 an letzteren und an Josef Daum (den Begründer des „Seitzerhofkellers" und des nachmaligen „Elysiums") und endlich im Jahre 1833 an Josef und Anna Daum. Im Jahre 1840 wurde dieses Gebäude, das früher aus zwei kleinen zweistöckigen Häusern bestand, mit noch einem kleinen in der Kühfussgasse Nr. 561 gelegenen Hause vom Grund aus niedergerissen und unter Leitung Daum's zu einem Hôtel umgewandelt, wie es sich noch heute in jener stattlichen Weise präsentirt. Im Jahre 1851 wurde es als Hôtel Daum mit allem erdenklichen Comfort nach neuestem Pariser Muster eröffnet. Es konnte gegen Entrée besichtigt werden und der Zudrang war so gross, dass dasselbe im Laufe von fünf Tagen von 47.000 Personen besucht wurde. Im Jahre 1854 ging es in das Eigenthum des Johann Wandl über und blieb seinen alten Traditionen auch als Hôtel Wandl treu, indem es zu den schon bestehenden Herrlichkeiten noch einen „Personenaufzug" und neuartige Bäder hinzufügte. Der erste Vicekönig von Egypten, der Europa besuchte, stieg hier mit seinem Hofstaat ab.[4])

---

[1]) Noch im XVII. Jahrhunderte war es mit einem Thurme versehen, wurde im Jahre 1710 neu gebaut und führte den Namen **„Vicedombaus"**, weil hier die Geschäfte des **Vicedoms** geführt wurden. Erst im Jahre 1753 wurde die niederösterreichische Regierung von hier in die Herrengasse übersetzt und dieses Haus von Ferdinand von Engelshofer angekauft. Bei dieser Gelegenheit kamen auch die Regierungskanzleien von hier auf die Freiung. Im Jahre 1801 wurde es vom Hofkriegsrathe für seine Registratur erkauft und später der Ober-Polizeidirection abgetreten. Als aber letztere vor fünf Jahren ihr neues stattliches Gebäude am Schottenring Nr. 11 bezog, kam das Haus in das Eigenthum der Sparcassa, die es gegenwärtig an Private vermiethet.

[2]) Vide: Kerschbaum's **„Cardinal Khlesel"** Seite 358.

[3]) Im Jahre 1700 gehörte das Haus den Johann Ludwig von Waffenberg's seligen Erben; 1775 Andreas' Erben; 1824 Franz Ritter von Heintl und später Josef und Wilhelm Ritter von Heintl's Erben. Das Haus war früher ein Durchhaus, wurde jedoch um 1830 gesperrt. Sonderbar ist es wohl, dass das Haus vom Petersplatz, wo es seine breiteste Gassenfront hat, keinen Eingang besitzt, sondern nur von der schmäleren Tuchlaubenseite betreten werden kann.

[4]) Erwähnenswerth ist noch, dass bei Gelegenheit des Umbaues (1840) am Baugrunde ein „alt römischer Ziegel" aufgefunden wurde mit der Inschrift: *„Of armar Sicini MC."*

## Das Haus „zum Bauerndantz", das Gerber'sche Haus Nr. 576 (neu 13).

Das Haus war ursprünglich aus zwei kleineren zusammengebaut; es gehört der alten Bürgerfamilie Gerber, die hier das Bäckergeschäft seit mehr als einem halben Jahrhundert betreibt.[1]) In den Vierziger-Jahren war der Petersplatz häufig an kühlen Sommerabenden von zahlreichen Menschengruppen belebt, die den lieblichen Tönen einer Flöte aufmerksam lauschten. Die schwierigen Läufe und Rouladen, die kunstvollen, gleichmässigen Staccatos kündigten sogleich den Virtuosen an, der bald in sanften, einschmeichelnden Tönen ein Liebeslied auszuhauchen schien, bald wieder in hellklingenden spitzigscharfen Staccatos seiner bravourösen Laune freien Lauf liess. Der edle Vortrag überraschte die Vorübergehenden jedesmal und unwillkürlich blieben sie stehen, lauschten verwundert dem kunstvollen Vortrage, von dem man nicht wusste, woher er kam, verweilten nicht selten, bis das improvisirte Concert zu Ende war, und belohnten den unbekannten Künstler mit stürmischen Beifallsrufen und Händeklatschen. Der unbekannte Flötenspieler war nämlich der Bäckermeister Carl Gerber, der Vater des jetzigen Geschäftsbesitzers, der es liebte, an schönen Sommerabenden bei offenen Fenstern (nach Feierabend) seine Exercitien auf der Flöte zu blasen, auf der er wirklich Meister war.

## Das Oppenheim'sche Haus Nr. 577 (neu Freisingergasse 6),

von Bischof Berthold von Freisingen so benannt, ist durch ein merkwürdiges und in der Geschichte Wiens allein dastehendes Ereigniss beachtenswerth. Es spielte sich nämlich hier vor dem Hause eine Scene ab, die, durch einen unbedeutenden Vorfall hervorgerufen, zu den bedauerlichsten Folgen Veranlassung gab. Im selben Hause wohnte nämlich der reiche Hofjude Samuel Oppenheim, der **Hoffactor** (wie ihn die Leute nannten), der reichste und angesehenste Jude im Lande, dem der Kaiser die Bewilligung zum Hausbesitze ertheilte. Das Jahr 1700 war für die Wiener überhaupt ein drückendes Unglücksjahr. Der schlechte Geschäftsgang, Missernte, Geldnoth, langwierige Kriege und der immer mehr steigende Wucher, für den man die Juden verantwortlich machte, brachte eine äusserst gedrückte und erbitterte Stimmung gegen dieselben hervor, umsomehr als sie die einträglichsten Staats- und Gemeindepachtungen inne hatten und sich als Hof- und Armeelieferanten ungemein bereicherten. Am 21. April 1700 Nachmittags sassen zwei harmlose Rauchfangkehrergesellen auf der Gasse vor dem Bierhauskeller Nr. 607 (neu 5), **„wo ſich der Hahn im Spiegel ſchaut"** (heute eine elegante Strohhutniederlage). Sie spielten das beliebte *„alla mora"*. Es waren zwei echte „Wällische" (wie man sie damals nannte). Sie gesticulirten so lebhaft mit den Händen und schlugen so kräftig mit den Fäusten drein, dass ein *vis-à-vis* im Oppenheimer'schen Hause zufällig unter der Einfahrt stehender Jude, der dort bedienstet war, sich des Lachens nicht erwehren konnte. Dies bezogen die beiden *Spazza cammini* auf sich und nahmen es gewaltig übel. Es kam zum Wortwechsel, an dem mehrere Schusterjungen, Schlossergesellen aus der Nachbarschaft, sowie auch vorübergehende Bediente und Haiducken theilnahmen und gegen die Juden sogleich Partei ergriffen. Sie nahmen den in der Nähe sitzenden Höckerweibern die Eier vom Stande weg und bewarfen die Fenster des Oppenheim'schen Hauses damit. Der anwachsende Haufe belustigte sich jetzt, hetzte den Pöbel noch mehr gegen die Juden und die allgemeine Erbitterung stieg so weit, dass man das Oppenheim'sche Haus zu stürmen begann. Die einige Schritte hievon auf der Peterswache befindliche Stadtguardia verhielt sich dabei ganz ruhig und theilnahmslos. Der johlende Haufe aber sprengte jetzt das zur Noth verrammelte Thor und drang in das Haus ein, plünderte die Oppenheim'sche Wohnung und Magazine, erbrach die Geldkasten und Schränke, warf Bücher, Schriften, Uhren,

[1]) Laut Grundbuch hiess das Haus nach einem gleichnamigen Schilde noch im Jahre 1700 **„zum Bauerndantz"** und gehörte damals den Jakob Hutter'schen Erben; 1775 Johann Gotteschnick von Domeslau; 1783 Franziska Koderneck; 1795 Franziska von Stock; 1806 Josefa von Ransonet; 1822 Maria Clara Freiin von Ransonet; 1828 Johann Gerber, hierauf Carl Maria und Eduard Gerber.

Silbergeräthe und Waaren durch's Fenster auf die Strasse hinab, wo die brüllende Menge sie auffing. Die zu Tode bedrohten Juden hatten sich mittlerweile in die Keller geflüchtet. Oppenheim selbst soll (wie die Geschichte seines Hauses erzählt) sich in dem rückwärtigen Theile des untersten Kellers hinter Fässern versteckt haben. Endlich kam ein kaiserlicher Befehl an die Burgwache, den Pöbel zu vertreiben. Das Militär rückte nun an, es wurde „Feuer" commandirt und Todte und Verwundete bedeckten den Boden. Man entfernte die Leichen und brachte die Verwundeten in das sichere Winkel des Eisgrübels. Die abgekühlte Menge verschwand zwar rasch, aber Abends schlichen sich neuerdings Pöbelhaufen und Neugierige herbei. Da wurden auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Leopold I. Kanonen aufgeführt, worauf sich die Excedenten wieder zurückzogen. Die Untersuchung wurde gegen die Schuldigen eingeleitet, die beiden Rauchfangkehrer und ein Schwertfeger Nachts aus den Betten geholt, vor das Stadtgericht gebracht. Schon in den ersten Morgenstunden wurden alle drei an den Fenstergittern des argverwüsteten Hauses aufgehängt. Erst gegen Abend wurden die Leichen, die Sühnzeichen des beleidigten Gesetzes, die Urheber jener grässlichen Frevelthat, abgenommen und in aller Stille begraben; auch hatte sich der Tumult für immer gelegt und in die beruhigten Gemüther zog wieder jener scheinbare Friede, jene künstliche Ruhe ein, die nur auf den Lippen, aber nicht im Herzen der Menschen lebt, denn der Hass gegen die Juden wucherte seitdem fort wie glimmende Kohle unter heisser Asche und war nicht mehr zu bannen. [1]) Die Regierung verlegte zwar eine Abtheilung der Rumorwache in das Oppenheim'sche Haus, setzte ebenerdig eine Wachstube in Permanenz, schloss den Bierhauskeller auf längere Zeit, entschädigte gelegentlich auch Oppenheim auf Eugens Fürbitten wenigstens theilweise für die grossen Verluste, die ihn trafen. Aber trotz alledem konnte Oppenheim selbst sich nicht wieder erholen und der plötzlich hereinbrechenden Handelskrisis nicht mehr genügenden Widerstand leisten. Schon nach drei Jahren musste er seine Zahlungen einstellen, und im Jahre 1703 wurde über sein bedeutendes Vermögen der Concurs verhängt, der viele Handelsfirmen mit sich hinabzog und die ganze Wiener Kaufmannswelt, wie nicht minder den Staat selbst in nicht geringe Verlegenheit brachte. So endete Samuel Oppenheim der Hofjude, so endete ein Mann, der als der reichste im Lande galt, mit dem sich Niemand messen konnte, als Werthheimer der Hoffactor, den einige Jahre später das gleiche Schicksal ereilte.

## Die Judenverfolgungen in Wien und die alte Judenstadt.

Die alte Judenstadt, das alte „Ghetto" (vom talmudischen Worte „get", Scheidung) hatte in ältesten Zeiten in Wien eine grosse Ausdehnung. Sie erstreckte sich durch die ganze Wipplingerstrasse, Färbergasse, Ledererhof, Schulhof, Currentgasse, Schultergasse bis wieder hinauf in die Wipplingerstrasse.

Dieser grosse Häusercomplex beweist, wie mächtig und einflussreich damals die Stellung der Juden war. Sie waren des Herzogs Kammerknechte, unterstanden unmittelbar seiner Gerichtsbarkeit, hatten einen eigenen Judenrichter und einen selbstständig gewählten Gemeindevorsteher (den Vorstand der „Judenzeche"). Ihre Stadt war von jener der Christen vollkommen abgesperrt, was besonders ihrem Gemeindewesen zu Gute kam. Denn alle Anstalten befanden sich im abgesperrten Rayon, so z. B. das Judenwirthshaus in der Wipplingerstrasse, der alte Judenfleischhof an der Stelle des heutigen bürgerlichen Zeughauses, der Judengarten an der Mauer der Karmeliterkirche, die Cantorei (oder das Cantorhaus) am Schulhof, die Synagoge, das Spital und vor Allem aber die alte grosse Judenschule am heutigen Judenplatz. Die Stadt hatte vier Judenthore, eines am Anfange der Wipplingerstrasse (d. i. am Ausgange gegen den Hohenmarkt), ein zweites an der Hohenbrücke, ein drittes am Ende der Färbergasse gegen den Hof, ein viertes (worüber jedoch die

[1]) Nach den amtlichen Erhebungen, welche damals gepflogen wurden, belief sich der Schaden, der damals den Hoffactor Samuel Oppenheim traf, auf beiläufig 100.000 Gulden. Vide: Geschichte Wiens von Tschischka, Seite 360.

Urkunden fehlen) am Ausgange des Schulhofes in den Hof. Die etwas schmutzigen schmalen Gassen hatten keine eigene Benennung, man nannte sie im Allgemeinen „**Judengassen**", nur die Häuser führten den Namen des jeweiligen Familienoberhauptes.

Allabendlich bei einbrechender Dämmerung wurden die Thore von den „**Judenwächtern**" mit ängstlicher Sorgfalt geschlossen, nur am Freitag etwas früher, weil da bekanntlich die Sabbathfeier beginnt, der sich Alle mit um so rückhaltsloserer Frömmigkeit hingaben, als sie gewiss sein konnten, dass kein Späherauge der Christen sie belausche, oder ihre heiligen Ceremonien störe. Und wenn dann die Thore richtig verschlossen waren und in allen Häusern die Lichter brannten und in Mitte der nächtlichen Stille aus hundert und hundert Kehlen die frommen Gebete wie Choräle emporstiegen zum Himmel ihres „alten Jehova", da hatte dieses dumpfe, unverständliche Summen und Murmeln etwas Unheimliches, Gespensterhaftes, das bis Mitternacht währte und mit dem zwölften Glockenschlage verstummte, als ob hier nicht Menschen, sondern Geister wohnten. Alle diese Herrlichkeit aber hatte mit dem Jahre 1421 ihr jähes Ende erreicht, es kam die letzte grosse Judenverfolgung, die grosse Vertreibung der Juden aus Wien!

Ihre Thore und Mauern wurden niedergerissen, die Judenhäuser unter die Christen vertheilt, die Urkunden, Verträge und Schuldscheine öffentlich verbrannt und die Erinnerung an das alte grosse „Ghetto" für ewige Zeiten ausgelöscht, um nie wieder zu erstehen. Seitdem gab es wohl noch mehrere Judenverfolgungen, wie z. B. unter den Ferdinanden und unter Kaiser Leopold I., aber immer wurden sie vertrieben und immer kamen sie wieder zurück, doch jedesmal in gedrückter, abhängiger Stellung; und selbst durch das so hochgepriesene Toleranzpatent Josefs II. waren sie nichts mehr als geduldet. Selbst Maria Theresia, die gütige aber fromme Kaiserin, theilte die Ansicht über die Juden mit ihren Zeitgenossen. Wie sie über dieselben dachte, mag wohl folgendes Beispiel am treffendsten erweisen: Eines Tages konnte sie es nicht verhindern einen Juden in Audienz empfangen zu müssen; es handelte sich hier um die Existenz von nahezu 1000 Juden aus Prag, sie liess also den Bittsteller zu sich kommen. Da sie aber von einem Juden nicht einmal angesehen werden wollte, stellte sie sich hinter eine spanische Wand und der Bittende musste jetzt zitternd seine Ansprache an die spanische Wand richten. So blieben denn die Verhältnisse unverändert bis in die Mitte des XIX. Jahrhundertes, bis endlich im Jahre 1848 eine neue „Freiheitssonne" emporstieg, die mit ihren goldigsten Strahlen auch diese Finsterniss durchbrach, um humaneren, menschenwürdigeren Anschauungen Platz zu machen. [1])

## Das Haus „zum silbernen Vogel" Nr. 609 (neu 14)

bildet eine Ecke vom Peter in die heutige Freisingergasse. Zu Anfang des vorigen Jahrhundertes lebte hier ein reicher Goldschmied Namens Zacharias Feull, der daselbst sein Gold- und Silberwaarengeschäft schwungvoll betrieb, dieses Haus im Jahre 1700 ankaufte und (seinem Metier entsprechend) „**zum silbernen Vogel**" beschildete, wie es auch im Grundbuche verzeichnet erscheint. Seit dem Jahre 1775 aber ging das Haus auf andere Besitzer über und verlor auch für

[1]) Angesichts der heutigen „antisemitischen Bewegung", die jetzt in Wien so hohe Wellen schlägt, ist jedes Capitel über die „Juden" interessant und zeitgemäss. Man kann gegen sie sagen, was man will, man kann Argumente gegen sie vorbringen, welche man will, Eines doch steht fest: „Wenn ein Volk, das durch fast 2000 Jahre auf das Grausamste und Blutigste verfolgt wurde, dennoch nicht aufgehört hat, ein ganzes, ein einiges, ein racehältiges Volk zu sein, so muss doch ein „gesunder Kern" diesem Volke innewohnen;" und dieser Gedanke allein schon gibt uns genügenden Stoff zu ernsten und sinnigen Betrachtungen; und in der That, die Juden sind und bleiben das merkwürdigste Volk in der Geschichte; und wenn man die Symbolik ihres Stammes, die Symbolik ihrer Sprache versteht, darf man sie wohl in einem gewissen Sinne auch „das auserwählte Volk Gottes" nennen. Ich werde daher bemüht sein, an geeigneten Stellen die Begebenheiten ausführlich zu besprechen, die sich auf die Geschichte der Juden in Wien überhaupt und insbesondere auf ihre ehemalige „Judenstadt" und ihre einzelnen Verfolgungen beziehen.

immer seine frühere Bezeichnung. Die überaus schmale und steile Wendeltreppe, der niedere Thoreingang, die vielen kleinen Dachwohnungen, die alle noch heute bestehen, besonders aber der rückwärtige altersgeschwärzte Theil des Hauses, der mit dem „Eisgrübel" ein schmales Gässchen bildet und diesen Platz von einer Seite abschliesst, gibt dem Gebäude ein ehrwürdiges, wiewohl russiges Aussehen und lässt auf sein hohes Alter schliessen. [1])

## Das alte „Wachstübel" am Petersfreithof

war ein Vorläufer der späteren „Peterswache" und befand sich ehemals am rückwärtigen Theile der alten Peterskirche angebaut, wie wir selbes noch in ***Figur 51*** sehen. [2]) Es waren daselbst zwei **Fähnlein der Burgerschaft** (zwei Abtheilungen) untergebracht. In den Stadtrechnungen vom Jahre 1602 wird bereits dieses sogenannten **„Wachstübel"** gedacht. [3]) Erst im Jahre 1701, als der neue Kirchenbau projectirt war, wurde es auf den gegenüberliegenden **„Hafnerplatz"** (oder **„Eisgrübel"**) transferirt; das neue dem städtischen Wachdienste gewidmete Haus wurde äusserst zierlich in geschmackvollem Style mit zwei Seitenflügeln und einer offenen Balustrade erbaut, gross genug, um 150 Mann der damaligen **Rumorwache** („Stadtpolizei") unterzubringen, die täglich um 12 Uhr Mittags mit **„Piken"** und **„Hellebarden"** die Wache bezog. Vor der Wachstube befand sich damals ein langer Waffenschrank und querüber vier Kanonen (Feldgeschütz), wie wir sie in ***Figur 52*** deutlich bemerken. Viel später und zwar etwa um das Jahr 1800 erst geschah der Aufbau der späteren Wachstube (Nr. 15), wie wir sie unseren Lesern ***sub Figur 54*** zur Anschauung bringen. Dieses Gebäude mündet mit der Schmalseite in die Goldschmiedgasse und bildet mit seiner rückwärtigen Front und den beiden gegenüberliegenden Häusern das **„Eisgrübel"**. Es ist ein aus Stein und Ziegeln ausgeführter, ebenerdiger, von allen vier Seiten freistehender, regulärer Bau, der sich aber von allen bisherigen Stadthäusern dadurch unterscheidet, dass er von keiner Seite einen Thoreingang besitzt. [4])

## Das „Eisgrübel"

ist gleichfalls ein uraltes und heute schon halbvergessenes Stück Wien, an das sich manche historisch interessante Reminiscenzen knüpfen. Auf dem Wolmuet'schen Grundplane vom Jahre 1547 ist noch keine Spur einer Baulichkeit an jener Stelle, wo sich heute das Haus Nr. 15 befindet, zu sehen, daher dieser Platz gegen den Peter zu damals ganz frei und offen stand; nur in der städtischen Vorschreibung vom Jahre 1500 kommt eine Steinmetzhütte des Meisters **Conrad Geßing** vor,

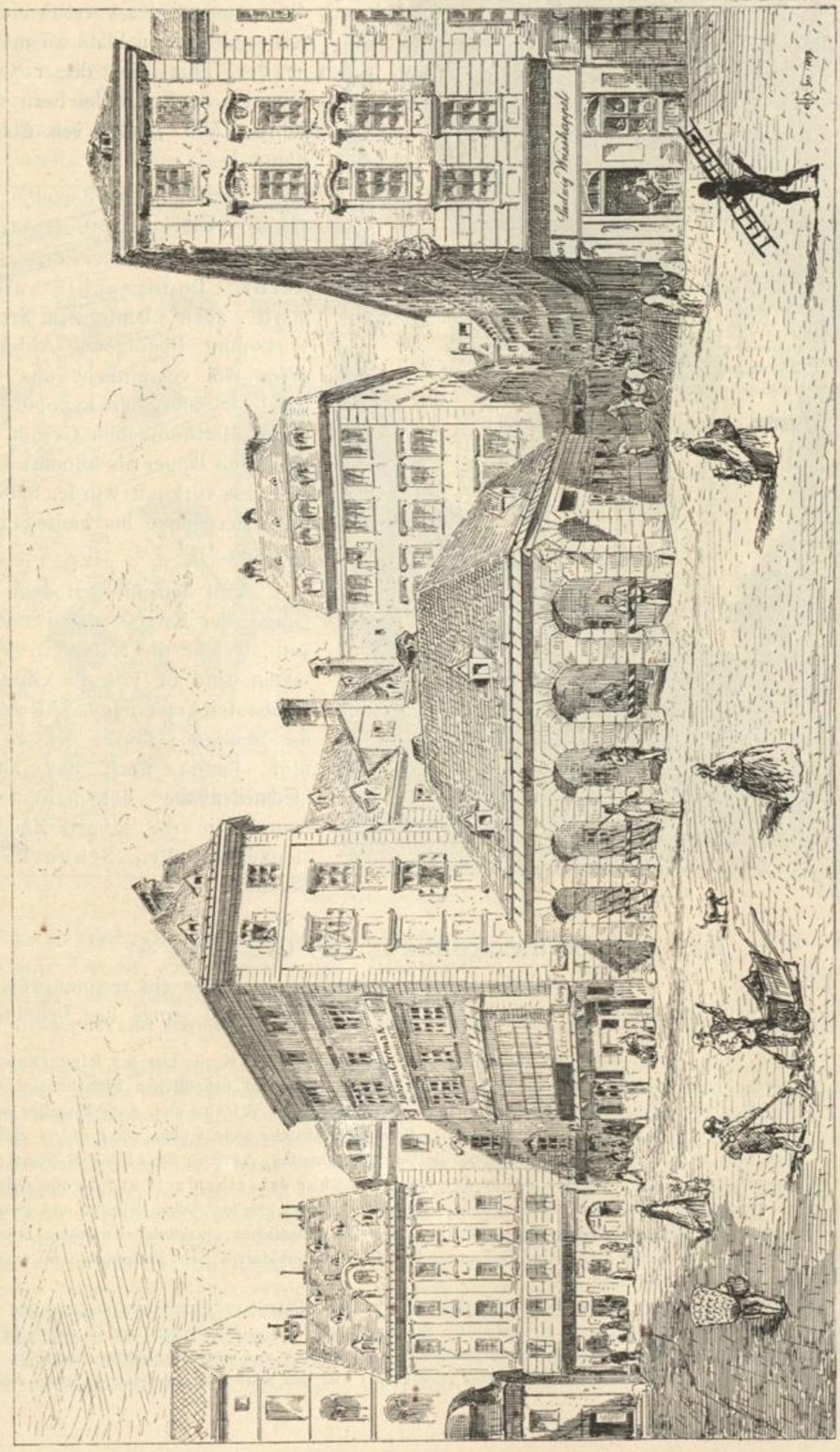
---

[1]) Die Eigenthümer des Hauses waren im Jahre 1700 Goldschmied Zacharias Feull, 1775 Josef Player's und Jakob Dieswald's Erben, 1783 Anna Steinmüller, 1787 Fr. Biedermann, 1822 Ignaz Biedermann, 1828 dessen Erben; der gegenwärtige Besitzer ist Tuchhändler Hart.

[2]) Diese Ansicht ***(sub Figur 51)*** zeigt uns noch die alte Peterskirche, von der rückwärtigen Seite betrachtet, mit der **alten Virgilius-Capelle** und den an dieselbe angebauten fünf kleinen Häuschen, wovon das letztere links das in Rede stehende **„Wachstübel"** ist, während die andern vier nur Verkaufslocale für Käsestecher, Zwirner, Schuster und Dürrobsthändler (**„Obster"**) bilden.

[3]) In den Stadtrechnungen vom Jahre 1602 kommen Ausgaben auf die Wachstube und Käsestecherladen am Petersfreithof vor, und eine gleichzeitige städtische Vorschreibung vom Jahre 1605 sagt wörtlich: **Den zwei Fähnelein aus der Burgerschaft auf die Wacht auf dem St. Petersfreithof eine Fuhr felbernes Brennholz zum Nachtfeuer geführt, damit sie sehen können.**

[4]) Das Bild sub ***Figur 54*** entrollt uns fast den ganzen Theil des Petersplatzes; wir sehen inmitten des Hintergrundes das Gerber'sche Haus, links einen Theil des Hotel Wandl und rechts das Oppenheim'sche Haus, dann das Silberne-Vogelhaus Nr. 609, dem zunächst die Wachstube selbst mit ihren fünf steinernen Laubengängen und den eingemauerten Gewehrschränken; besonders beachtenswerth ist das vierstöckige Eckhaus in der Goldschmiedgasse Nr. 604 (neu Peter Nr. 1) mit seinen schönen alten Basreliefs, die heilige Dreifaltigkeit darstellend; zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke befand sich eine altartige Lampe an einem schön geformten, gebogenen Eisenstiel. Auch dieses Haus musste einem prachtvollen Neubau weichen. Wir verdanken dieses seltene Bild dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn E. Hütter.



Der Petersplatz mit der „Peterswache“.

*Fig. 54.*

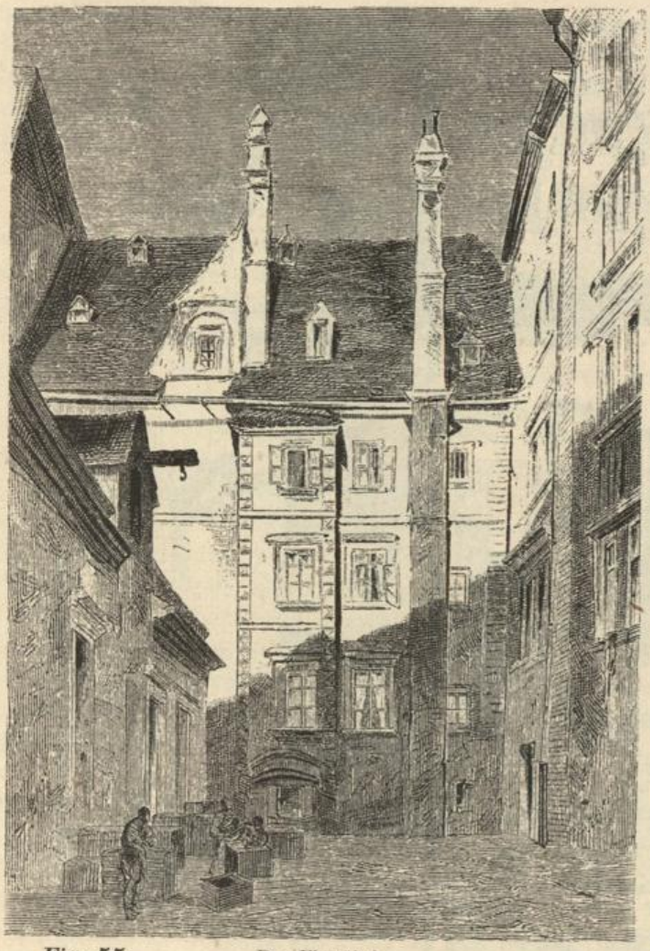


*Fig. 55.* Das Eisgrübel.

die später wieder verschwand, um den Eisverkäufern Platz zu machen; und in der That wird dieser Ort in den Wiener Stadtgrundbüchern schon im Jahre 1559 **„unter den Eisnern"** genannt. [1])

Später diente derselbe (bis zum Jahre 1701) als Verkaufsplatz für Töpferwaaren, daher er in Weisskern's „Topographie" als **„Töpfermarkt"**, auch **„hinter dem Freisingerhof"** vorkommt. Beifolgende Abbildung ***sub Fig. 55*** versinnlicht uns das „Eisgrübel" in seiner heutigen und dennoch alterthümlichen Gestalt, und obwohl seit länger als hundert Jahren hier kein Eis verkauft wurde, hat sich dennoch der Name bis heute unverändert erhalten. [2])

Von den übrigen dem Haupteingange der Kirche zugewendeten Häusern, welche die Nummern 1 bis 5 umfassen, sind in jüngster Zeit elegante Neubauten erstanden. An der Stelle des heutigen Hauses Nr. 4 stand vor fünf Jahren noch das altberühmte **„Schneckenhaus"**, dessen Name sich von dem bis in die jüngste Zeit hier bestandenem alten Schneckenmarkte herleitet.

## Das alte Schneckenhaus Nr. 612 (neu 4)

wurde im Jahre 1789 von Anton Zahlbruckner angekauft, der hier ein renommirtes Bierhaus „Zur Schnecke" gründete, das in kurzer Zeit populär wurde und eines der beliebtesten alt-

[1]) Schon zu Ende des XV. und durch das ganze XVI. Jahrhundert wurde hier der Eisverkauf massenhaft betrieben, denn der grosse Fleischverbrauch und die vielen in der Nähe (am Graben) befindlichen Fleischbänke machten ein Eisdepot hier nothwendig. Heute existiren bereits überall, wo es Fleischhauer oder Wirthe gibt, auch Eiskeller oder tragbare Eisschränke. In den modernen Bierschänken besonders darf das Bier mit Eisfrische nicht fehlen. Ganz anders verhielt es sich früher damit, als Wien noch so viele Keller besass, dass die Geschichtschreiber Aeneas Sylvius und Bonfin behaupten konnten, „die Wienerstadt sei eben so tief unter der Erde als über derselben gebaut." In den vielen **Tavernen** des Mittelalters gaben diese tiefen, aus Stein gebauten Kellerräume dem Getränke jene natürliche, liebliche und gesunde Kellerfrische, die noch heute die echten Feinschmecker und Bierkenner der künstlichen „Eiskühle" vorziehen. Damals gab es freilich noch kein „Eisbier", daher auch noch keine Gedärmentzündungen (Darmkatarrhe), ein Pathengeschenk unserer sonst so aufgeklärten, vor Schaden sich bewahrenden Zeit.

[2]) So unansehnlich auch dieses kleine viereckige „Eisgrübelplätzchen" erscheinen mag, so war es dennoch schon mehrmals von der Vorsehung ausersehen, eine wichtige Rolle zu spielen; so z. B. wurden hier im Jahre 1679 zur Zeit des **„großen Sterbens"** (**schwarzer Tod**) die Leichen aufgeschichtet, um von hier aus in die Pestgruben überführt zu werden. Am 21. April 1706 während des Oppenheim'schen Tumultes reichte man hier den Schwerverwundeten die erste ärztliche Hilfe,

renommirten Bierhäuser Wiens war. Wie merkwürdig gross damals der Zuspruch der Gäste in den Bierhäusern Wiens überhaupt war, erklärt sich hauptsächlich aus dem Umstande, dass zu jener Zeit das Pfeifenrauchen auf öffentlichen Orten (Cigarren gab es noch nicht) verboten war, man daher nur in den Bierhäusern dem Genusse des Tabakrauchens mit voller Lust sich hingeben konnte. Es ist uns ein altes Bild erhalten geblieben, das im Geschmacke damaliger Zeit eine Gesellschaft von Bierfreunden darstellt, wie sie sich dem Genusse des Biertrinkens und

***Fig. 56.*** Das Bierhaus „zur Schnecke".

Kartenspielens im ersten Stocke des Schnecken-Bierhauses hingeben. Das Bild in ***Fig. 56*** bringt uns interessante Details von Rauch- und Trinkgeräthen; es belehrt uns z. B., dass damals die „Thonpfeifen" sehr beliebt waren und jeder Stammgast bereits sein Thonpfeifchen und Bierkrügelchen an der Wand hängen hatte. Schliesslich muss noch hier ober dem Thoreingange eines

den ersten Nothverband; im Jahre 1848 wurden die auf den Barricaden Verwundeten hier in Sicherheit gebracht; kurz die schützende natürliche Lage des Platzes bot schon oft den bedrängten Wienern eine schirmende Zufluchtsstätte. Das ***sub Fig. 55*** beigegebene Bild zeigt uns links den rückwärtigen Theil der ehemaligen „Peterswache", wo sich bis zum Jahre 1854 die Stallungen des Cavallerie-Feuerpiquets und ein kleiner Nothstall für Pferde einiger berittener Stabsofficiere des Kriegsministeriums befanden, jetzt aber als Magazin für die Denk'sche Porzellanhandlung benützt werden. Die Gewölbe der dem „Peter" zugekehrten Seite sind gegenwärtig von einem Kaufmann, der Musikalienhandlung Lewy und einer Rasirstube besetzt. In den beiden erstgenannten Gewölben war die Peterswache bis zum Jahre 1855 untergebracht. Die jetzige Rasirstube bildete das ehemalige Officierszimmer dieser Wache. Rechts im Bilde sehen wir die beiden alterthümlichen vierstöckigen Häuser, die mit dem rückwärtigen Hart'schen Gebäude den Platz abschliessen. Als besonderes Curiosum verdienen jene beiden pfeilgeraden, kaminartigen „Mauervorsprünge" hervorgehoben zu werden, die wir im Hintergrunde des Bildes an der Front des Hart'schen Hauses deutlich bemerken, und die vom obersten Dachstuhle bis zur Erde hinabreichen. Es sind dies jene Canalschläuche, die bereits durch mehr als 200 Jahre im Gebrauche stehen und keine Spur von Feuchtigkeit an sich tragen. Unsere modernen Baumeister könnten sich da ein lehrreiches Beispiel nehmen. Auch soll sich ein tiefer Keller hier befinden, der an die „Katakomben" des ehemaligen „Stefansfreithof" stösst.

alten schöngearbeiteten Steinbildes erwähnt werden: die Gottesmutter mit dem in ihrem Schoosse ruhenden Heiland darstellend, das leider mit dem Hause spurlos verschwand.

## Das Lagusiushaus „zum Pilati" Nr. 570 (neu 6 und 7)

erhielt im Jahre 1822 von seinem Besitzer Georg Edlen von Lagusius das Schild „zum Pilati" und hatte bis zum Jahre 1837 hier ein beliebtes Gasthaus. In neuester Zeit wurde es niedergerissen, wobei in den Grundfesten acht Klafter tief die alte Stadtmauer zum Vorschein kam. Vor wenigen Jahren war an diesem Hause bekanntlich noch ein uraltes Schild **„zum schwarzen Hund"** zu sehen, an das sich eine historische Erinnerung knüpft.[1])

An der Ecke befand sich am selben Hause eine eingemauerte Kugel mit der Jahreszahl „1683", und bei dem Bombardement am 11. und 12. Mai 1809 gerieth dieses Haus in Brand und brannte vollständig ab; das hierauf neu aufgebaute Haus (in welchem sich vor einigen Jahren die elegante Restauration „Breying & Möbus" befand) musste vor fünf Jahren abermals einem modernen Neubaue weichen, der gegenwärtig Eigenthum der österreichischen Sparcassa ist.[2])

Durch das Hineinrücken dieses neuen Hauses wurde das **alte Jungferngäßchen** bedeutend erweitert und gewährt gegenwärtig vom Graben aus auf die „Peterskirche" einen imposanten Ausblick. Noch vor Kurzem war es so schmal, dass zwei Schwiebbögen die beiden gegenüberstehenden Häuser verbanden. Diese Schwiebbögen gaben auch Veranlassung zu einer alten Sage, von der einige Chronisten den uralten Namen **„Jungferngäßchen"** ableiten wollen.[3])

## Historische Vorfälle am Petersplatz.

Im Jahre 1444 wagten die empörten Wiener gegen das alte **„Vizethumhaus"** neben dem Pfarrhofe einen Sturmangriff, weil der hier wohnende Hubmeister der Partei des Kaisers Friedrich getreu anhing. Der erhitzte Pöbel warf Steine auf das Haus und schickte sich bereits an, selbes niederzureissen, nur den begütigenden Vorstellungen des Stadtrathes gelang es, die erregte Menge wieder zu beschwichtigen und zum friedlichen Auseinandergehen zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit erlitt auch die Peterskirche erheblichen Schaden.

---

[1]) Als Kaiser Friedrich im Jahre 1462 von den aufständischen Wienern in seiner Burg belagert und vollständig eingeschlossen war, klagte eines Tages die Kaiserin Eleonore, dass sie nicht mehr Brod genug für sich und den kleinen Prinzen zu essen habe. Da erbarmte sich der **Hofschneider Kronberger** dieser Noth, liess sich des Nachts in einem Korbe über die Mauer an einem Seile hinab und brachte Lebensmittel in die Burg. Bei dieser Gelegenheit aber wäre er von den Aufständischen beinahe entdeckt worden, da fing er, um sich zu retten, plötzlich wie ein Hund zu bellen an. Seine List gelang und zum Danke dafür schenkte ihm der Kaiser, als der Aufstand niedergeworfen war, dieses Haus, welches Kronberger zur Erinnerung an seine glückliche Errettung **„zum Hund im Korbe"** benannte, aus welchem später der Name **„zum schwarzen Hund"** entstand. Vide: Hormayer's „Geschichte Wiens", I. Jahrgang 3. Band, 2. Heft, Seite 194, und Geusau, 3. Band, Seite 89 und 90.

[2]) Die ältesten Besitzer waren laut Grundbuch: im Jahre 1684 Regina Seitz, 1700 Franz Carl Ferner, Stadt- und Landgerichtsbeisitzer, 1775 Johann Steger, 1783 Maria Magdalena Steger, 1822 Josefa Edle von Lagusius und Griesinger.

[3]) In diesem Hause (Nr. 570) wohnte nämlich ein bildhübsches, aber leichtfertiges Mädchen Namens **„Frowiza"**. Ihr gegenüber hatte der Stadtrath **Stefan Knogler** seine Behausung, dessen Sohn, ein schmucker Junge, die gedachten Schwiebbögen immer als Brücke benützte, um seiner liebreizenden Nachbarin Besuche zu machen. Einmal kletterte er wieder des Nachts im betrunkenen Zustande über diese „Schwiebbögen", als sein Vater ihn erblickte und ihm eine Drohung zurief. Erschreckt hierüber, verlor der Junker das Gleichgewicht, stürzte hinab und brach das Genick. Der Vater machte hierauf der Dirne den Process und sie musste öffentlich Kirchenbusse thun. Diese Sage will, dass man von daher das Gässchen das **„leichtsinnige Jungferngäßel"** und später das **„Jungferngäßchen"** schlechtweg hiess. Eine andere Version ist aber folgende: Seit ältesten Zeiten waren die beiden Häuser, welche die Gasse bildeten (sowie auch noch heute), ohne Eingang, unzugänglich wie eine brave Jungfrau, daher die etwas biderben Vorfahren dem Gässchen den seltsamen Namen Jungferngasse beilegten. Vide: Albert Wiesinger's „Geschichte der Peterskirche", Seite 90.

Zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung (1683) wurde die Stadt sehr hart mitgenommen. Am empfindlichsten traf sie der Nahrungsmangel, und die Noth stieg in den letzten Tagen des August und Anfangs September so hoch, dass am Peter die „Dachhasen" (wie sie der Volkswitz scherzweise nannte) als kostbarer Leckerbissen um theueres Geld in aufgestellten Ständen verkauft wurden. Es waren dies gewöhnliche Katzen, die man von den Hausdächern und aus den Kellerwinkeln einfing und dann gespickt, wiewohl roh, theuer verkaufte. [1]) Nur die reichsten Bürger konnten sich Sonntags einen solchen Luxusbraten erlauben und mussten es gerne dulden, dass die kluge Hausfrau darob erzürnte, wenn aus dem vielversprechenden „Dachhasen" sich nicht selten ein alter, zäher Kater entpuppte. Der „Kaninchensport" war damals leider noch nicht erfunden.

Am 5. Juni 1688 begann zum ersten Male die allgemeine Stadtbeleuchtung in allen Strassen der innern Stadt. Zu diesem Behufe wurden den Hausbesitzern die Lampen für die Strassenlaternen von Seite des Magistrates unentgeltlich beigestellt, jedoch anfänglich mit der Verpflichtung, dass sie die Lampenfüllung mit Unschlitt täglich selbst gegen Bezahlung beim Stadtölerer zu besorgen hätten. Dieser Oelerer befand sich am Peter in einem der Häuser rückwärts hinter der Kirche, wo er ein Verkaufsgewölbe hatte. Hier mussten diese Lampen täglich am Morgen zur Reinigung und Füllung überbracht und Nachmittags abgeholt werden. Dieser Vorgang war natürlich sehr umständlich und lästig, und es gab anfänglich mancherlei Streitigkeiten und Gezänke, denn der Andrang vor dem Oelererladen war sehr gross, und jeder wollte zuerst bedient sein. Der Oelhändler aber, ein pfiffiger Mensch, wusste diesem Uebelstande alsbald auf die einfachste Weise abzuhelfen; er gab nämlich einer jeden Partei einen Zettel, auf welchem er Namen und Nummer (von eins angefangen) verzeichnete und dann die Parteien in arithmetischer Reihenfolge aufrief Wer zu spät kam, musste warten, bis die Andern, welche die Reihe traf, abgefertigt waren. Diese Einführung verschaffte ihm alsbald Ruhe und zugleich ein solches Ansehen, dass er sogar in den Stadtrath gewählt wurde.

Im Jahre 1698 bei Gelegenheit des Umbaues des Engelhofschen Hauses (heute Nr. 10) stiess man bei den Erdgrabungen auf eine Menge Menschengerippe, die von dem früher hier weitausgebreiteten Friedhofe herzurühren schienen und grosses Aufsehen erregten.

Am 29. October 1702 trat hier ein bedauerlicher Unfall ein. Leopold I. erschien nämlich mit seinem Hofstaate und vielen hohen Würdenträgern vor der Kirche (die eben im Baue begriffen war), um einer feierlichen Procession zur heiligen Dreifaltigkeitssäule beizuwohnen. Die Bretter, womit der tiefe Baugrund bedeckt war und über welche man in die Kirche gehen musste, brachen plötzlich zusammen, und fünfzig Personen, unter Andern auch Hofcavaliere und Pagen, stürzten in die Tiefe. Fast alle waren verwundet, einige sogar getödtet, selbst Erzherzog Carl befand sich nur einen Schritt weit von diesem gefährlichen Abgrunde; nur Wenige kamen mit dem Schrecken und argbeschmutzten Kleidern davon. [2])

Im Jahre 1762 wohnte am „Peter" beim jetzigen Eisgrübel ein frommer, gottesfürchtiger Kaufmann Namens Josef Peisser, welcher eines Abends, als man eben „Ave Maria" läutete, im Keller etwas zu thun hatte und bei dieser Gelegenheit einen Topf mit Goldmünzen fand. Weil man nun gerade zum Gebet läutete, so betrachtete er dies als Fingerzeig Gottes und machte von dem ganzen gefundenen Golde eine Stiftung für einen Beneficiaten der Peterskirche. [3])

---

[1]) Vide: Schimmer's „Wiens Belagerungen durch die Türken", Wien, 1847, Seite 431, und Schimmer's „Das alte Wien", I. Theil, 1. Heft, Seite 19.

[2]) Vide: Geusau's „Geschichte Wiens", IV. Theil, Seite 208 und Fuhrmann's „Geschichte Wiens", II. Theil, Seite 1219.

[3]) Vide: „Geschichte der Peterskirche in Wien", Seite 110, von Albert Wiesinger, Curat-Beneficiat bei St. Peter. Derselbe erzählt, es habe ihm dieses Factum ein Johann Peisser v. Wertenau aus Trient geschrieben und Wiesinger sei selbst der letzte Beneficiat dieser Peisser'schen Stiftung.